



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Elster, Hanns Martin: Die Grundzüge einer Literaturbeurteilung : aus Anlaß  
der "Einführung in die Weltliteratur" von Adolf Bartels

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Die Grundzüge einer Literaturbeurteilung

Aus Anlaß der „Einführung in die Weltliteratur“ von Adolf Bartels

Von Hanns Martin Elster

### I.

#### Die Dichtung und ihre Verwaltung



iteratur ist Lebensoffenbarung in Sprache und Schrift, in Wort und Druck, nicht nur in der jüngsten Zeit und Gegenwart, sondern bereits von jeher.

Diese Definition hat an dem Anfang jeder Beschäftigung mit der Dichtung eines Volkes und der Welt zu stehen, also auch vorzüglich die Grundlage ihrer Wissenschaft und ihrer Beurteilung zu bilden. Nur eine Verkennung dieser Definition konnte eine Veränderung der Gesinnung, in der alle Literatur zu verwalten ist, hervorrufen und die Literaturwissenschaft zu einer ausschließlich historischen Disziplin machen, die sie ihrem Stoffe und Wesen nach gar nicht sein kann, weil das Historische nur einen Teil der Aufgabe zu fassen vermag: die Behandlung der Form im engeren und weiteren Sinne durch die philologische Methode. Die Hauptaufgabe aller Literaturwissenschaft ist jedoch nichts weniger als die allseitige Verwaltung dieses geistigen Besitzes eines Volkes.

Denn das Schrifttum und in ihm als sein Extrakt die Dichtung umfaßt nicht nur einen Teil des geistigen Besitzes, den ein Volk haben kann, sondern ist die Quintessenz des geistigen Besitzes eines Volkes überhaupt. Die Dichtung offenbart in ihrer Gesamtheit das Leben des Volkes zu jeder Zeit allseitig, niemals einseitig, das heißt: sowohl in der Erscheinung der jeweiligen Wirklichkeit wie auch in dem jeweiligen Verhältnis des Volkes zum Lebensbegriff überhaupt. Hierdurch wird der Literaturwissenschaft mit einem Schlage die höchste und hehrste Aufgabe, die ein Volk, ja, die die Welt bisher zu vergeben hat, übertragen.

Dies Verhältnis zur reinen Literaturwissenschaft als der Verwaltung des geistigen Volksbesitzes wird gänzlich außer acht gelassen, wenn jetzt infolge einer durch den Tod Jakob Minors und den Erich Schmidts in Wien und Berlin ausgebrochenen „Professorenkrisis“ von einer „Krisis der Literaturwissenschaft“ gesprochen wird. Faßt man die Literaturwissenschaft ihrem naturgegebenen Wesen gemäß auf, so hat sie mit

der Professorenkrisis nichts zu tun, denn diese zeigt nur eine Krisis der Literaturforschung und der historischen Disziplin an, nicht aber der universalen Literaturwissenschaft.

Die Literaturwissenschaft als historische Disziplin — noch Erich Schmidt hielt daran durchaus fest — ist vermöge ihrer philologischen Methode erlernbar und lehrbar. Ebenso die Literaturforschung als solche — mag sie nun biographisch, bibliographisch, philosophisch, psychologisch usw. betrieben werden. Sie hat es lediglich mit dem Stoff zu tun: sie hat diesen Stoff zusammenzutragen und ihn durchzuarbeiten, aber nicht hat sie den Stoff allseitig zu bewerten, lebendig zu machen und zu erhalten. Die historische Disziplin und die Forschung gehören wegen ihrer Lehr- und Lernbarkeit darum in den Kreis der Universitäten, die als Unterrichtsanstalten und Forschungsinstitute Stoff zu ergraben und zu vermitteln haben.

Anders steht es mit der Literaturwissenschaft als der Verwaltung des geistigen Besitzes. Sie ist nicht lehrbar und nur wenigen Begnadeten gegeben. Sie ist formende Kunst, entspringt innerem Beruf und hat zur Voraussetzung allseitiges Wissen, allseitiges Verstehen der Einzelheiten, während die Forschung mit zwingender Notwendigkeit zum Zerlegen, zur Spezialisierung, zum Zersplittern drängt.

\* \* \*

Alle Literaturwissenschaft beginnt mit dem Urteil über den Wert der jeweiligen dichterischen Leistung. Dieses Urteil erwächst aus dem Erlebnis, das eine Persönlichkeit von einer Dichtung empfängt. Der Literaturwissenschaftler hat also zur Lösung seiner Hauptaufgabe eine Persönlichkeit vorzustellen, die fähig ist, das Kunstwerk aufs tiefste nachzuerleben und dies Nacherlebnis fruchtbar zu verwenden, wie Herm. Grimm, Haym, Hehn, Hettner, Vischer, Dilthey u. a. es vermochten.

Eine Definition des Begriffes „Persönlichkeit“ zu geben, ist nicht am Platze, wo die Anschauung jede abstrakte Analyse überholt. Und die Anschauung strahlt aus einem Namen: Goethe. Adolf Bartels, der Weimarer Literaturprofessor, schließt daran in seiner Einführung in die Weltliteratur\*) eine durchaus richtige Gedankenreihe (I, S. 1 f.): „Es liegt auf der Hand, daß eine Persönlichkeit von solch typischer Allseitigkeit wie Goethe für die Nachlebenden eine große „normative“ Bedeutung haben muß, und so hat man denn auch längst das Wort geprägt: die Bildung jedes Deutschen jüngerer Geschlechter sei an seinem Verhältnis zu Goethe zu messen.“ Bildung sei nun, definiert Bartels gut, „Aneignung der dem Wesen entsprechen-

\*) Adolf Bartels, Einführung in die Weltliteratur (von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart) im Anschluß an das Leben und Schaffen Goethes. (Drei Bände, X u. 916, 815 u. 890 Seiten, verlegt bei Georg D. W. Callwey in München 1913, Preis geheftet 21 Mark, gebunden 26 Mark.)

den Kultur. Durch sie entsteht eben das, was wir Persönlichkeit nennen, welcher Begriff wieder den der Individualität voraussetzt, aber sich nicht mit ihm deckt. Persönlichkeit, d. i. gebildete Individualität, aber hat Goethe als das höchste Glück der Erdenkinder erklärt," woraus folge: „Sage mir, wie du zu der Persönlichkeit Goethes stehst und ich will dir sagen, ob du und was für eine Persönlichkeit du bist.“ Diese Anschauung gilt nicht bloß im allgemeinen, sondern vor allem für den, der Literaturwissenschaft treibt oder zu treiben gedenkt. Er soll sich nicht etwa — das wäre absurd — bemühen, ein anderer Goethe zu werden, sondern den Dichter nur zum Maßstab und Gipfelpunkt der bestimmten, für alle und für ihn insbesondere vorbildlichen Gattung: „deutsche Persönlichkeit“ nehmen. Diese Gattung charakterisiert sich — und hier trete ich weit von Bartels fort — durch das Bestreben nach — ich übernehme den Begriff und Ausdruck gerne von Bartels (I, S. 8, S. 13 usw.): Universalität und innerer Freiheit. Stimmt der Literaturwissenschaftler in dieses Bemühen nicht ein, so vermag er nicht jener allseitig gerechte und anzuerkennende Verwalter des geistigen Volks- und Weltbesitzes zu sein, sondern nur ein einseitiger, den einzelne Parteien anerkennen mögen. Denn Universalität allein verleiht die Befähigung, Natur und Kultur in ihrer Gegensätzlichkeit und Verbundenheit voll zu be- und ergreifen, innere Freiheit allein läßt ein gerechtes Urteil und sicheres Verhältnis zu allen Richtungen und Arten des schöpferischen Ausdrucks zu; beide Eigenschaften zusammen, die wir mit einem Bartelschen Wort (I, 1) „normativ“ nennen können, strömen jene Allseitigkeit aus, durch die Goethe gerade über Raum und Zeit hinauswächst.

Bartels hat nun einst in seiner „Geschichte der deutschen Literatur“ (I, 460f.) gezeigt, wie er Goethe in dieser Allseitigkeit erfaßt hat: „Das ist kein Deutscher, der für Goethe etwas anderes als Liebe hat; wenn bei irgendeinem Dichter, so genügt auch die höchste Bewunderung nicht bei ihm, der mehr als jeder andere sich und sein Leben an sein Volk hingegeben hat, als der größte auch der wahrste, offenste und ehrlichste, ein Dichter, aber weder Rhetoriker noch Phantast, ein Kämpfer, aber kein Hasser, alles in allem nur ein Mensch, Gott sei Dank, ein Mensch gewesen ist. Ja, bei Goethe fühlt man sich zu Hause als Deutscher, ihn umgibt die Atmosphäre der absoluten Wahrheit und zugleich der göttlichen Milde, in der uns im Grunde allein wohl wird; da ist man nicht versucht, eine Maske vorzubinden oder den Kothurn unterzuschneiden, vor ihm sind wir so groß oder so klein, so schön oder so häßlich, so gut oder so schlecht, wie uns die Natur geschaffen hat — was des Lebenden Auge, das vollbringt noch immer des Toten Geist: er zwingt zur Lauterkeit. Und weder stürmisch und hitzig, noch leidend und ängstlich, ruhig und vertrauensvoll gibt man sich an Goethe hin: er ist Freund, Bruder, Vater, in allen Stunden, guten wie bösen, hat er für uns das Wort, das Wahrheit und Leben ist, kein Heiland, Retter, Erlöser, wie es Künstler und Philosophen nach ihm haben sein wollen, aber ein Mensch, Gott sei Dank,

ein Mensch. Ja, wir lieben Goethe, doch gemein machen wollen wir ihn uns nicht, wir wissen, daß er tausendmal größer und besser ist als wir, nur dann jedem von uns nahe, wenn wir mit jener höchsten Achtung vor dem Menschenbild, jener reinen Sehnsucht im Herzen kommen, die unser bester Teil ist, und auch den geringsten unter uns bisweilen über sich selbst erhebt. Er, der Mann, der das schöne Wort von der niedrigsten Menschenklasse gesprochen hat, die vor Gott die höchste ist, nimmt uns alle an, wir lernen bei ihm zu sagen, was wir leiden, lernen bei ihm, in seiner reichen Welt das Schöne zu erkennen und zu empfinden, das Urphänomen, „das zwar nie selber zur Erscheinung kommt, dessen Abglanz aber in tausend verschiedenen Äußerungen des schaffenden Geistes sichtbar wird und so mannigfaltig und so verschiedenartig ist als die Natur selber,“ lernen leben.“

Bei solch reinem und unmittelbarem Verhältnis zu unserem größten Dichter konnte der Plan des Literaturhistorikers, im Anschluß an das Leben und Schaffen Goethes in die Weltliteratur einzuführen, nur gute Vorurteile wachrufen. In dem vollendeten Werke gibt er nun, folgend solchen Momenten von Goethes Leben, in denen die eine oder andere Literaturepoche in des Dichters Werden und Wachsen einspringt, stets verglichen mit den Wirkungen ihres Eintretens in die Entwicklung und den Gesichtskreis des deutschen Volkes, eine nach Kapiteln und Gruppen geordnete Sammlung der Äußerungen, die Goethe und neben ihm Lessing, Herder, Schiller, die Schlegel, Tieck, Grillparzer, Hebbel, Otto Ludwig, Heine, Keller, Theodor Fontane und andere Dichter, sowie die bedeutendsten Literaturhistoriker und reinen Historiker, wie Grimm, Hettner, Gerwinus, Scherer, Treitschke, Chamberlain u. a. m. über die einzelnen Erscheinungen und Entwicklungen getan haben. Also eine große, von riesiger Belesenheit und unermüdblichem Fleiße zeugende Arbeit, die schon rein stofflich bedeutenden Wert hat, — wenn sie nicht unter gewissen Tendenzen vorgenommen wäre. Über dem nach Bienenart zusammengetragenen Stoff aber waltet eine Gesinnung, die den Leser zwingt, sich mit aller ihm zu Gebote stehenden Skepsis zu rüsten, wenn er an die Lektüre des dreibändigen Werkes herantritt. Es ist kein reiner Honig, der aus den Bartelschen Waben quillt. Bartels zeigt sich uns nicht in jenem Verhältnis zu Goethe, nach dem er selbst beurteilt sein will. Wir vermessen jene Universalität und innere Freiheit, jene Unabhängigkeit des Geistes, die uns mit dem Begriff „Deutsche Persönlichkeit“ unzertrennlich verbunden scheinen.

\* \* \*

Ich stimme mit Bartels darin überein, daß alle Literaturwissenschaft vom Werturteil einer Persönlichkeit ausgehe. Die Persönlichkeit wurzelt im Volkstum, dem Hauptbegriff reiner Welt- und Literaturanschauung. Es ist für ihn die erste und einzige Grundlage aller Literaturbeurteilung, wie er einmal in der Schrift „Kritiker und Kritiker“ ausgeführt hat: „Es ist das deutsche Volkstum, das,

in dem deutschen Literaturhistoriker sowohl als nationaler Instinkt, wie als ihrer selbst bewußt gewordene Erkenntnis wirksam, den sicheren Kompaß auf der weiten Fahrt durch das Meer der Geschichte ergibt, die subjektive Willkür einschränkt, uns von den Büchern zu den Menschen, von der rein ästhetischen Kritik zu der Persönlichkeitsdarstellung gelangen und in der deutschen Literaturgeschichte zuletzt etwas wie eine zusammenhängende Galerie deutscher Charaktere (!)\* entstehen läßt, die kennen zu lernen für jedermann eine nationale Notwendigkeit ist. Je deutlicher das die Charaktere verbindende Nationale, Rassenhafte von den alten Zeiten bis zur Gegenwart hervortritt, um so sicherer wird auch das historische Ideal erreicht, und so wird die Literaturgeschichte als nationale Kunstgeschichte zuletzt doch wieder der sichere geschichtliche Unterbau der großen Geistes- und Seelengeschichte der Menschheit." Hier haben wir das ganze Programm von Bartels.

Zuerst der Grundbegriff des Volkstums. Bartels erklärt ihn (Weltlit. III, 740): „Volkstum ist zunächst Triebkraft, weiter aber auch ein ungeheurer Schatz von Anlagen und Fähigkeiten, und aus ihm kommen nun durch den Individualisationsprozeß die Genies und Talente eines Volkes, seiner Persönlichkeiten empor.“ „Volkstum ist Triebkraft“, mit dieser Erklärung können wir zufrieden sein. „Weiter aber auch ein ungeheurer Schatz von Anlagen und Fähigkeiten“ — ja, wenn Volkstum Triebkraft ist, so kann es doch nur die Quelle dieser Anlagen und zwar aller Anlagen, alles „Getriebenen“, also des Guten wie des Schlechten, also guter wie schlechter Kunst sein?! Bartels wünscht diese Auslegung des Volkstums aber nicht; denn für ihn ist es eben nur die Triebkraft des Guten. Damit idealisiert er den Begriff, gibt ihm einen anderen als den rein wissenschaftlichen Sinn, treibt er also Literaturpolitik. In seiner Fassung ist der Begriff, durch die unrichtige Definition, unbrauchbar.

Nehmen wir ihn als „Triebkraft alles Getriebenen“, so lassen wir den für den Literaturwissenschaftler geltenden Grundsatz „Volkstum und Schrifttum entsprechen sich“ durchaus gelten. Er kann auch in anderer Weise Ausdruck erhalten: das Schrifttum eines Volkes offenbart Wesen und Charakter, Entwicklung und Sein des betreffenden Volkes ganz, in restloser, in universaler Weise, ohne auf Gut und Böse zu schauen. Mit dem ganzen Schrifttum eines Volkes hat es der Literaturwissenschaftler aber zu tun; er kann also den Begriff des Volkstums nur in unserem Sinne verwerten, niemals in der tendenziösen Teilung von Bartels. Sie wird noch deutlicher, wenn Bartels weiter ausführt, daß man aus dem Volkstum, dem „das Schrifttum, die wertvolle Literatur“ entspreche, „den letzten kritischen Maßstab und weiterhin die Forderung: ‚alle Literatur soll national sein; ist sie das nicht, so taugt sie nichts‘, ableiten“ müsse. „Das Schrifttum, die wertvolle Literatur“ — mit Verlaub, das Schrifttum umfaßt die ganze literarische Äußerung eines Volkes, ganz gleich-

\*) Alle Beifügungen in ( ) Klammern stammen von dem Verfasser dieses Aufsatzes, in [ ] Klammern von Bartels.

gültig ob sie wertvoll oder wertlos ist. Weil nun ferner das Volkstum die universale Triebkraft für alles „Getriebene“ des Volkes ist, kann es nicht der kritische Maßstab für das, was ihm entstammt, sein; ein Bild veranschauliche den Widerspruch: man kann Kinder nicht als wertlos bezeichnen, weil sie nicht den Eigenschaften der Eltern entsprechen. Der kritische Maßstab liegt nur in einem Teil, dem guten, der Quelle: die guten Teile des Volkstumes, wie die Entwicklung eines Volkes sie gezeitigt hat und zeigt, können das Maßgebende sein. Der Begriff des Nationalen hat diesen Sinn und er genügt, um einen Maßstab zu erhalten, der die Literatur in Beziehung zum Volksganzen setzt. Das Volkstum ist dagegen der Boden, aus dem Kraut und Unkraut sprießt. Bartels hält diese Unterschiede nicht aufrecht, sondern vermischt beides, um so die Unterlage für seine anderen Tendenzen — besonders die dörflichen, agrarischen, kleinstädtischen gegen die industriellen, großstädtischen — zu konstruieren.

Die Definition des Nationalen kann im einzelnen auch umstritten sein. Denn „die guten Seiten des Volkstumes“? Ja, welche Eigenschaften darf man dazu zählen? Bartels (III, 742) will das Männliche und Sittliche für das deutsche Volk als vorherrschend kennzeichnen und fügt hinzu: „jedenfalls gelingt uns Deutschen das Frivole und Laszive nicht, wenn es auch an Gemeinem nicht fehlt.“ Auch „den Zug zur Verinnerlichung“ rechnet er zu der Reihe von „Deutshheiten“. Ganz abgesehen davon, daß die Engländer — allerdings auch Germanen — die Eigenschaften des Männlichen und Sittlichen, den Zug zur Verinnerlichung ebenfalls für sich in Anspruch nehmen können, wodurch wir also vom Volksmäßigen zum Rassencharakter gedrängt werden, sind solche Einteilungen und Behauptungen doch stets rein persönlich, was Bartels schließlich selbst zugeben muß (III, 742): „Aber Beweise und Herleitungen sind für die Praxis zuletzt vollkommen überflüssig (!), man sieht es und fühlt es eben, was deutsch ist.“ Hier erfährt man einmal in auffallendster Klarheit, wie Bartels sich zu dem Wesen der Wissenschaft, das doch das Streben nach beweisbarer Wahrheit ist, stellt und gewinnt danach ein Urteil über die Worte im „Vorwort“ der Weltliteratur: „der Weg, auf dem ich die mir gestellten Aufgaben zu erreichen gesucht habe, ist immer der der Wissenschaft gewesen!“

Es bleibt also für den Wissenschaftler vom Volkstum nur der, wenn ich so sagen darf, naturwissenschaftliche Begriff: Triebkraft des Volksganzen für alle Eigenschaften und Taten des Volkes ohne Rücksicht auf ihren Wert. Daneben steht der Begriff des Nationalen: er faßt die guten Eigenschaften eines Volkes, offenbart in seinen guten Taten und Werken, zusammen. Beide Begriffe können nur lebendig werden durch die Anwendung, die eine Persönlichkeit mit ihnen auf bestimmte Objekte, in unserem Falle die Literatur, in welcher Art und Weise auch immer vornimmt. Wir können also an den Beginn aller Literaturwissenschaft nur die Persönlichkeit stellen und ihr als Kompaß nur den Begriff des Nationalen,

nicht des Volkstums, wie Bartels will, in die Hand geben. Die wichtige und allgemeingültige Anwendung des Kompasses beruht aber wieder in der Persönlichkeit. Ihr sind wir also voll anvertraut. Wir werden sehen, wie sich aus ihrem Wesen und aus ihrer Aufgabe eine bestimmte Richtschnur für die Anwendung des Kompasses organisch ergibt.

## II.

## Goethe und Bartels

Das Volkstum ist Triebkraft alles „Getriebenen“, oder in besserem Stil gesagt: alles Ursprünglichen. Jede Persönlichkeit ist nun zuerst ursprünglich, „original“, das heißt, sie hängt mit dem Wesen des Volkes, dem sie entstammt, eng zusammen. Jedes Volk ist sich durch das Erleben — nicht durch den Instinkt, denn man frage einmal einen deutschen Instinktmenschen, der Goethe nicht erlebt hat, ob er ihn als spezifisch deutsche Persönlichkeit fühlt — über Gehalt und Form seiner Persönlichkeit klar und bringt sie sich in bestimmten Menschen zur Anschauung: die Deutschen in Goethe. Das weiß jeder Gebildete in unserem Volke. Bartels analysiert darum in der Einleitung (I, 1 bis 16) zu seiner Weltliteratur den Dichtermenschen Goethe.

Die Erklärung, warum Goethe mit allen seinen Eigenschaften und „in vollendeter, harmonischer Wesenseinheit“ die allseitige deutsche Persönlichkeit darstellt, kann ich übergehen. Sie ist einmal allzu flüchtig. Sodann rein hypothetisch, wenn sie behauptet, Goethe sei „die glückliche Vereinigung verschiedener deutscher Stämme, der Franken, Thüringer, Niedersachsen“, da alle Rassenforschung wenigstens für unsere Zeit, für das achtzehnte Jahrhundert im Gegensatz zu ihrer Geltung für die Vorgeschichte als hypothetisch anzusehen ist. Schließlich ist die Aneinanderreihung verschiedener Milieustufen, die die Ahnen Goethes eingenommen haben, in ihrer Wirkung für die Nachkommen auch unbeweisbar. Solche Behauptungen dürfen gewiß aufgestellt werden, haben aber nie den Wert ursächlicher Erklärungen und Beweise. Die Aufgabe heißt ja auch in der Einleitung nicht, Goethes Werden, sondern seine ganze Erscheinung darzustellen. Ihr allgemeinstes Wesen trifft Bartels wie viele vor ihm, wenn er Goethe den „typischen Dichter“ und „Universalmenschen“ (I, S. 8) nennt und beide Begriffe als eine untrennbare, immanente Wesenseinheit hinstellt. Die Bartelsche subjektive Anschauung, die bestrebt ist, alle Dichtung in Natur- und Kulturproduktion einzuteilen — weshalb, werden wir noch sehen —, meldet sich darin, daß er den Begriff der typischen Dichter wieder auf Goethe in den Begriff des Kulturpoeten — im Gegensatz zu Shakespeare — hineinspezialisiert. Ganz abgesehen davon, daß es schwer festzustellen ist, ob Shakespeare nicht auch Kulturpoet war, denn hier mangelt das notwendigste biographische Material, schufen die Zeit und das Milieu des großen Dramatikers nicht die Bedingungen, die erst den Begriff des Kulturpoeten, seine Entwicklung zulassen. Seit dem Zeitalter der Aufklärung wird jeder Poet, sei er auch noch so naturhaft, stets

Kulturpoet, was jede tiefere Literarforschung für jede Individualität nachweisen kann und nachzuweisen bestrebt sein muß. Für Goethe kann der Begriff „Kulturpoet“ also nur in Betracht kommen, um den Unterschied seines Jahrhunderts von dem Shakespeares oder reiner Naturdichter anschaulich zu machen. Die Charakteristik als „typischer Dichter“ genügt ohne jede Spezialisierung für die Gegenwart.

Der typische Dichter umfaßt aber alle Gaben, die den Dichter ausmachen, also auch das Schriftstellertum in seiner Besonderheit mit dem Streben nach Publikumswirkung, das ja auch bei Goethe, dem Zeitschriftenherausgeber, Buchkritiker, Theaterdirektor usw. deutlich hervortritt. Es war demnach von Bartels höchst überflüssig, sich über Goethes Schriftstellertum mit Carlyle und Emerson, dem er überhaupt merkwürdig viel Raum in seinem Werke zugesteht, einzulassen.

Goethe selbst hat alles Dichtertum als eine große Konfession hingestellt, damit Dichtung und Leben zu jener Einheit verbunden, innerhalb derer natürlich die Entwicklung der angeborenen Individualität durch das Erleben und Sichbilden zur Persönlichkeit möglich und geboten ist. Diese Entwicklung durch Erleben und Sichbilden bedeutet nichts anderes als die Aneignung und Verarbeitung des ganzen Gehaltes der Welt und der Zeit aus der allgemeinen Form des Stoffes zur besonderen Form der Persönlichkeit, sowohl in möglichster Bewußtheit, wie auch aus innerem Drange, aus dämonischer Notwendigkeit heraus. Das Resultat dieser Aneignung ist die universale Persönlichkeit, das Universalische im Leben und Denken, Schaffen und Fühlen.

Hiermit hat der Literaturwissenschaftler den ganzen Gehalt und die Hauptrichtung seiner Vorbildung, nach der er erst seiner Hauptaufgabe näher treten kann. Adolf Bartels sieht dies Ergebnis für seine Wissenschaft allerdings nicht. Sondern er lenkt wieder — im steten Kreislauf — nach seinem Volkstumsbegriff ab. Und zwar mit dem sogenannten Haeckelschen, bereits von der Romantik entdeckten biogenetischen Gesetz: „Die Entwicklung des Individuums ist die abgekürzte Wiederholung seiner Stammesgeschichte.“ Dies Gesetz kann dem Historiker als Hilfsmittel dienen, um in dem Universalischen das spezifisch Deutsche oder sagen wir dafür das Nationale anschaulich zu machen. Ich betone: anschaulich zu machen, ich sage nicht: zu beweisen; denn objektive Beweise vermittelt es nicht, weil es selbst hypothetisch und objektiv unbeweisbar ist. Deshalb soll es aber nicht ganz beiseite geschoben werden. Es ist letzten Endes doch eines der vorläufigen Hilfsmittel zu einer mehr synthetischen Auffassung des geistigen Lebens in den Individualitäten und im Volk.

Indem Bartels nun das biogenetische Gesetz umkehrt: „Die Stammesgeschichte ist die verbreitetste Wiederholung der Entwicklung des großen Individuums,“ zerstört er jede innere Kraft des Gesetzes, da sich eine Stammesgeschichte psychologisch — und „psychologisch“ ist hier die Forderung, wo es sich um individuelle „Entwicklung“ handelt — nur aus den Entwicklungen der einzelnen Stämmen angehörigen Individuen feststellen läßt. So wird das Gesetz

in der Umkehrung einfach eine Spielerei des Geistes, denn es lautet in logischer Definition: „Die Stammesgeschichte, festgestellt aus den Entwicklungen der Stammesindividuen, ist die verbreitetste Wiederholung der Entwicklung des großen Individuums.“ Und das ist eine Selbstverständlichkeit, die Bartels freilich nicht sieht; weil er die Konstruktion beabsichtigt, darzutun, wie „Goethes literarische und dichterische Entwicklung in der deutschen Gesamtliteratur seiner und der nachfolgenden Zeit deutlich wiederzufinden“ sei. Das liegt für jeden, der hier einfach den Begriff des Universalischen zusammen mit dem des typischen Dichters verbindet, geradezu auf der Hand.

\* \* \*

Aber Bartels will die Auslegung der Begriffe „Universal mensch“ und „typischer Dichter“ (I, S. 8) ja ablenken auf seine Anschauung hin, daß das Nationale das Universale überwuchern oder zum mindesten beaufsichtigen müsse. Solche Auffassung gleicht dem katholischen Standpunkt aufs Genaueste: das freie literarische Schaffen soll in seinem Weltanschauungsausdruck eine höhere Instanz anerkennen, eine allgemeine Knebelung ertragen, gegen die das deutsche Volk seit Luthers Zeiten protestiert und ankämpft. Die Tatsachen unserer gegenwärtigen Entwicklung zwingen Bartels freilich, zuzugeben, daß wir der Weltliteratur, also der universalen, nahegekommen sind (I, 13). Dies Zugeständnis schwächt er sofort und später nochmals ab, indem er Vergangenes und Zukünftiges, geschichtliche Erkenntnisse und subjektive Vermutungen vermengt, kurz: tendenziös meint I, 16 f.: „So sicher nun auch für Mittelalter und Neuzeit bei den europäischen Kulturvölkern die großen Gesichtspunkte zu gewinnen sind, zwingend kann zumal die Darstellung der Geschichte der Weltichtung nicht so leicht werden, denn, wenn wir auch von Weltliteratur reden, gehabt in dem Sinne, daß die Produktion wesentlich im Zeichen des geistigen Verkehrs stand, haben wir sie nie, trotz zahlreicher Einflüsse hinüber und herüber ist allezeit das Beste und Bedeutendste, was die Nationalliteraturen hervorgebracht haben, in seinem Entstehen und Werden ganz selbständig, eben Nationalliteratur, völkische Dichtung gewesen.“ Dies „in seinem Entstehen und Werden ganz selbständig“ sei, bevor wir weiter zitieren, erst einmal zurückgewiesen. Noch heute können wir z. B. in Rußland oder Japan die Beobachtung machen, daß eine Literatur, die für die Welt in Betracht kommt, erst entsteht nach der Befruchtung und Anregung durch die Dichtung der anderen Nationen! Wer die Entwicklung der deutschen Literatur im siebzehnten, achtzehnten Jahrhundert kennt, muß die gleiche Beobachtung zugeben. Etwas anderes ist es, was dann die befruchtete Nation aus dem Keim, dem Samen, der Anregung macht! Wie z. B. Grimmelshausen den spanisch-italienisch-französischen Abenteuerroman umbildet. In diesem „Wie“ und „Was“ zeigt sich dann das Nationale! Für die Vergangenheit treffen Bartels' Gedanken schon nicht zu; um wie viel weniger dann seine Folgerungen für die Zukunft: „Und das wird, selbst wenn wir den allseitigen Weltliteratur-

verkehr erhalten, auch so bleiben, denn wenn etwas wachsen soll, so bedarf es nicht bloß des nationalen Ackers, der die Saat aufnimmt, der Same muß auch zu dem Acker passen, muß auch wieder national sein, und nur etwa in der Bearbeitung des Bodens, in der Züchtung des Samens kann man von Fremden lernen, Sonnenschein und Regen aber, die das Gedeihen geben, sind auch noch nicht einmal ‚international‘, sondern in ihrem Verhältnis zueinander der Lage und Bildung des Landes entsprechend.“ Dies ist eine Philosophie die nach dem Prinzip verfährt: Gleich und gleich gesellt sich gern! Irgendwelche Wahrheit steckt nicht darin. Es bedarf des nationalen Ackers, gut! Muß der Same nun auch wieder national sein? Nein und abermals nein! Wenn der Same nicht unmittelbar zum Acker paßt, wird der Acker eben bearbeitet: das ist ja gerade der Inhalt allen geistigen Lebens, das Ziel aller Kultur, das Bartels freilich nicht anerkennt. Welcher Bauer wird auf seinen Acker nur den Samen säen, der von Natur her zu dem unbearbeiteten Acker paßt! Es gibt Tausende von Beispielen in der Geschichte unserer Literatur, daß fast stets internationaler Samen auf den nationalen Acker paßte, der ja immer so oder so bearbeitet war! Man denke nur an die Zeit Gottfrieds von Straßburg, der mittelalterlichen Lyrik, des Gottschedianismus u. a. m. Mehr denn je in der Vergangenheit wird aber der Acker jetzt und für die Zukunft so bearbeitet, daß er jede Art Samen zu tragen fähig ist, also universale Befruchtung zu nutzen vermag. Das Verhältnis dieser Gedankenreihe drückt sich im Bilde also wahrheitsgemäß so aus: der Boden ist national im Gehalt, aber schon universal bearbeitet, die Wurzel im Boden ist national oder international — je nach der Herkunft des Samens —, der Nährsaft ist national-universal und ebenso die Pflanze und die Frucht, beide in ihrer höchsten Schönheit und Bedeutung aber schließlich rein universal. Natürlich teilt sich die Aussaat und Befruchtung graduell ein, ist zum größeren Teile national, zum kleineren international, wie sich infolge der sprachlichen und staatlichen Gruppierungen von selbst versteht. National und international ergeben eben den Begriff des Universalen, der durch „Regen und Sonnenschein“ in der Vergangenheit noch stärker national gefärbt wurde, als das in der Gegenwart bereits der Fall ist und in der Zukunft sein wird. Denn alle Kultur macht sich, in ihrem Bestreben nach dem Universalen hin, immer unabhängiger von „Regen und Sonnenschein“. Jeder Beobachter des wirtschaftlichen Lebens — und hier ist die Parallele aus der materiellen Welt zur ideellen hin möglich, weil es sich um die geistigen Werte, wie sie etwa in maschinellen Erfindungen zum Ausdruck kommen, des materiellen Lebens handelt — sei er nun Agrarier oder sei er Industrieller, wird die gleiche Erfahrung machen, die etwa im „Made in Germany“ politischen Ausdruck findet.

(Fortsetzung folgt)

